

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 64 (1959-1960)
Heft: 10

Artikel: Lebensweisheit und Wahrheitsgehalt im Märchen [Teil 4]
Autor: Brack, Hanna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-316921>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Menschen- und Seelenkenntnis im Märchen

Man hat dem Märchen vorgeworfen, daß nicht nur seine Begebenheiten, sondern auch seine Gestalten innerlich unwahr seien. Es zeige eigentlich nie ganze Menschen in ihrer Vielgestaltigkeit, sondern meistens nur einen einzigen Charakterzug, etwa den Hochmut, die Eitelkeit, die Begehrlichkeit, den Geiz, die Faulheit, oder auf der guten Seite den Fleiß, die Treue usw., und schaffe mit diesen einseitigen Darstellungen nur leere Abstraktionen oder Verzerrungen des menschlichen Charakters.

Ich möchte Ihnen an Hand von einigen Märchen ihre erstaunliche Menschen- und Seelenkenntnis und damit die Haltlosigkeit dieses Vorwurfs zeigen. Das Märchen greift allerdings mit Vorliebe *eine* Eigenschaft auf; aber es zeigt uns, daß Eigenschaften keine feststehenden Größen, sondern etwas Lebendiges sind und ihre eigenen Gesetze des Wachstums haben, oft eines verheerenden Wachstums, wenn man ihm Raum gewährt. Sie können als unscheinbare Pflänzchen auftreten, aber nach und nach wie ein böses Unkraut das Menschenherz überwuchern, so daß alles Gute darunter ersticken muß, oder sie können wie Schmarotzerpflanzen alle guten Säfte an sich ziehen. So verhält es sich mit der eitlen Königin in «Schneewittchen». Zuerst ist es wohl die scheinbar harmlose Eitelkeit der *schönen Frau*, die zufrieden und vergnügt ist, wenn ihr nur der Spiegel sagt, daß sie die Schönste sei. Aber sobald ihr in Schneewittchen eine Rivalin entsteht, wächst diese Eitelkeit zu dämonischer Größe empor. Zu ihr gesellen sich die Gefährten jeder verletzten Eigenliebe: Neid, Haß und grausame Bosheit. «Die wuchsen wie Unkraut in ihrem Herzen immer höher, so daß sie Tag und Nacht keine Ruhe hatte.»

Die Gestalt läßt sich ganz gut aus dem Märchen in die Wirklichkeit versetzen samt dem wundersamen Spiegel. Wir sehen die Königin inmitten ihres Hofstaates, von nichts anderem erfüllt als vom Verlangen, in den Mienen ihrer Umgebung die Bewunderung für ihre Schönheit zu lesen. Die Menschen ihrer Umwelt sind nicht Gegenstand ihres Wohlwollens oder ihres Interesses, ihrer Fürsorge. Sie sind nur dazu da, Spiegel zu sein und ihr zu sagen, daß sie die Schönste sei. Davon lebt ihr armes, leeres Herz. Aber der gleiche Spiegel sagt es ihr auch, wenn Schneewittchen im Zauber seiner kindlichen, ihr selbst nicht bewußten Schönheit die Königin zu überstrahlen anfängt. Sie sieht, wie die Blicke ihrer höfischen Umgebung von ihr abgleiten und sich dem Kinde zuwenden, das ihrem Leben so den Inhalt nimmt und sie zur Bettlerin macht. Wir begreifen, daß sie bei dieser Erkenntnis «vor Zorn bebt» und daß sie die Ursache ihrer Niederlage um jeden Preis beseitigen muß. Die Geschichte dieses Herzens ist erschütternd. Es nährt sich zuerst von den Treibern einer vergänglichen Bewunderung; dann ist es preisgegeben allen Qualen des Neides und der Eifersucht, und zuletzt wird es gepeitscht von der Angst des bösen Gewissens: «Da ward ihr so angst, so angst, daß sie sich nicht zu lassen wußte.» Empfindsame Gemüter haben sich an dem Schluß des Märchens gestoßen, das erzählt, die Königin habe sich an der Hochzeit Schneewittchens in rotglühenden Pantoffeln zu Tode tanzen müssen, und haben es nicht gewagt, ihn Kindern zu erzählen. Sie geben dem Märchen die Wendung, daß Schneewittchen seiner Feindin verzeiht, ihr sogar in ihrer Nähe ein Hüttlein anweist, in dem die Königin, be-

schämt von soviel Großmut, fortan ein bescheidenes, stilles Leben führt. Der wirkliche Schluß ist viel wahrer. Ein Herz, das sich aus verletzter Eigenliebe den zerstörenden Gewalten des Neides, des Hasses, der Eifersucht preisgibt, wird von ihnen wie von einem Feuer zerfressen und geht daran zugrunde.

Ebenso meisterhaft, in einem Gemisch von tiefem Ernst und herrlichem Humor, zeichnet das Märchen vom Fischer und seiner Frau das Wesen der Begehrlichkeit, die sich nie sättigen läßt, da jeder erfüllte Wunsch nur neuen Wünschen ruft und die, weil sie alles haben möchte, zuletzt um alles kommt. Dem Fischer wäre es nicht eingefallen, sich eine Belohnung zu erbitten für den Dienst, den er dem verwunschenen Prinzen erzeigt hat. Aber seine Frau ist so berechnend. Sie wünscht sich statt der armseligen Hütte ein neues Häuschen. Der Mann ist hochbeglückt über das Geschenk und hofft, so möchte es nun immer bleiben. Doch in ihrem Gemüt sitzt schon der Wurm der Unzufriedenheit, und sie antwortet: «Das wollen wir uns bedenken.» Nach 14 Tagen hat sie denn auch das kleine Haus und den engen Garten schon satt, und nun steigern sich ihre Wünsche in immer rascherem Wechsel und mit immer stürmischerer Heftigkeit vom gewöhnlichen Schloß zum königlichen und kaiserlichen, ja bis zum päpstlichen Palast. Auch das Papstsein genügt ihr nicht, obgleich der Mann sie anfleht, jetzt doch zufrieden zu sein, weil sie ja nichts Höheres mehr werden könne. «Aber die Gierigkeit ließ sie nicht schlafen, sie warf sich von einer Seite auf die andere und dachte immer, was sie noch werden könnte; aber sie konnte sich auf nichts mehr besinnen.» Erst wie sie vom Bett aus die Sonne aufgehen sah, dachte sie: «Kann ich denn nicht auch Sonne und Mond aufgehen lassen? Ich will werden wie der liebe Gott. Wenn ich zusehen muß, wie Sonne und Mond aufgehen und kann sie nicht selber aufgehen lassen, so halte ich das gar nicht aus.» Die Bosheit kam über sie, die Haare flogen ihr wild um den Kopf; sie gab dem Mann einen Fußtritt und schrie: «Ich halte das nicht aus, ich halte das nicht länger aus!» Da schlüpfte er in die Hosen und lief wie von Sinnen davon. Als er wieder heimkam, saß die Frau in der alten Hütte. «Dort sitzen sie noch bis auf den heutigen Tag.»

Wenn das Märchen einerseits in großartiger Einfachheit und Anschaulichkeit die schlimmen Eigenschaften des menschlichen Herzens darstellt, ihr gefährliches Wachstum, ihre unfehlbare Verquickung mit andern argen Fehlern, ihre zerstörende Wirkung, so läßt es anderseits edle menschliche Eigenschaften wie Kleinode leuchten. Wenn ich an das Märchen vom getreuen Johannes denke, so sehe ich ein Gemälde auf Goldgrund. Der Goldgrund ist die Treue. Der getreue Johannes wird so genannt, weil er dem König sein Leben lang treu gedient hat. Das Eigenschaftswort treu ist zum Bestandteil seines Namens geworden, wie die Treue ein unlösbarer Bestandteil seines Wesens ist. Welch tiefe Ruhe schenkt sie dem alten König! Wie macht sie ihm das Sterben leicht! Als Johannes ihm versprochen hatte, seinem Sohne mit gleicher Treue zu dienen, heißt es: «Da wurde der König still, legte sein Haupt auf das Kissen und starb.» Aber seiner Treue harren schwere Aufgaben. Er soll auf Wunsch des Vaters dem jungen Fürsten alle Kammern, Säle und Gewölbe seines Schlosses zeigen, d. h. er soll ihn einführen in alles, was ein König von seinem Reich kennen und wissen muß. Nur die letzte Kammer mit dem gefahrbringenden Bild der Königstochter von dem goldenen Dache darf er ihm um keinen Preis öffnen. Könnte er nicht einfach dieses unheilbringende Bild entfernen? Nein; denn wir können die Bilder des Lebens, auch wenn sie entgegen unsern Wünschen junge Menschen begeistern oder betören oder verführen, nicht einfach weghängen.

Der Vater, der z. B. seinen jungen Sohn von einem ihm gefährlich scheinenden Beruf abhalten und darum sorgfältig alles von ihm fernhalten möchte, was seinen Gedanken und Gefühlen diese Richtung geben könnte, vermag das nicht. Das Bild dessen, wonach sich der Sohn sehnt, tritt ihm doch eines Tages entgegen und ergreift ihn mit um so stürmischerer Gewalt.

So kann auch der treue Johannes dem jungen König den Eintritt in die verbotene Kammer nicht verwehren; aber wie das Unglück geschehen ist und der Prinz die gefährvolle Werbung um die schöne Königstochter erzwingt, da ist sein ganzes treues Sinnen nur darauf gerichtet, wie er diese Gefahren mildern könnte. Er allein (die Treue ist wachsam) hört auf dem Schiff, das das junge Paar heimträgt, die Raben miteinander reden und vernimmt, was für große Gefahren der jungen Ehe drohen und wie schwer die Rettung ist. «Da ward er still und traurig; denn verschwieg er seinem Herrn, was er gehört hatte, so war dieser unglücklich, entdeckte er es ihm, so mußte er selbst sein Leben hingeben.» Aber er beschloß: «Meinen Herrn will ich retten, und sollte ich selbst darüber zugrunde gehn.» Nun muß er das herrliche rote Pferd, das bei der Landung herbeisprengt, und auf das sich der König freudig schwingen will, wortlos niederschießen, damit es ihn nicht unwiederbringlich in unbekannte Fernen entführen kann. Er muß das goldschimmernde, aber aus Pech und Schwefel gewobene Brauthemd, das der König anziehen will, verbrennen, weil es ihn sonst bis aufs Mark verbrennen würde. Er muß die beim Hochzeitstanz ohnmächtig niederfallende Königin umsorgen, als ob *er* der Gatte wäre. Warum darf er nicht reden, nicht erklären? Warum muß er den bösen Schein auf sich nehmen, als habe er es darauf abgesehen, dem König zu entreißen, was ihn freut und ihm lieb ist? In diesem Lichte sehen die andern Diener seine Handlungen. Ja, das Märchen weiß wohl, daß es Lagen gibt, in denen die Treue nur noch handeln, nicht mehr reden darf, weil bloße Worte an den Wünschen, Hoffnungen und Begierden wirkungslos abprallen. Wie verhält sich der junge König gegen seinen Diener? Eine unbegrenzte Treue hat ein heiliges Anrecht auf ein unbegrenztes Vertrauen. Treue und Vertrauen müssen sich die Waage halten. Obgleich dem König das Tun des Johannes unbegreiflich ist, gibt er den anklagenden Dienern zweimal die wundervolle Antwort: «Schweigt und laßt ihn gehen; es ist mein getreuster Johannes; wer weiß, wozu es gut ist.» Aber bei der dritten Probe, die seine Eifersucht wachruft, bricht sein Vertrauen zusammen; er glaubt den Verdächtigungen der andern Diener und läßt Johannes zur Hinrichtung führen. Dieser bricht sein Schweigen, da sein Leben sowieso verwirkt ist; aber nun wird er, so wie es die Raben vorausgesagt, zu Stein. Wer als Lohn für eine Treue, die sich ein Leben lang in jeder Tat, in jedem Wort, in jedem Atemzug bekundet hat, eine so tiefe Verkennung erfährt, der mag wohl vor Schmerz zu Stein erstarren, und nur eine Sühnetat, die der Größe der Schuld entspricht, vermag diesen Stein wieder lebendig zu machen. Zu dieser Sühne, und wenn sie in der Hingabe seiner beiden Kinder besteht, ist der König in seiner tiefen Reue bereit; «denn er dachte an die große Treue und daß der getreue Johannes für ihn gestorben war». Das schwere, aber willig dargebrachte Opfer bewirkt die Erlösung und erweist sich am Ende gar nicht als Opfer, sondern als Gewinn. Johannes gibt den Kindlein das Leben zurück, und das Märchen schließt mit einer Szene von großer Innigkeit; denn auch die Königin ist, wenn schon mit tiefem Erschrecken, zum gleichen Opfer bereit. «Wir sind's ihm schuldig wegen seiner großen Treue.» Und damit offenbart sich die wundervolle Harmonie dieser Ehe, deren Schutzgeist der treue Johannes war.

Wer sich in dieses Märchen versenkt, weiß nun, was Treue ist. Wie ein Prisma den Sonnenstrahl in seine Farben zerlegt, so breitet das Märchen die Bestandteile der Treue vor dem Leser aus. Es sagt uns: Wahre Treue ist ohne Wenn und Aber, unbegrenzt und beständig; sie ist wachsam, scharfsichtig und mutig, bereit zum Handeln, bereit, Mißtrauen auf sich zu nehmen; sie ist ohne große Liebe nicht denkbar. Wer aber einer solchen Treue teilhaftig ist und ihrer würdig sein will, muß ihr mit unerschütterlichem Vertrauen danken und das Kleinod in sorgsamsten Händen tragen.

Zum Schlusse möchte ich noch erinnern an das fast gleichnishaft erzählte Märchen vom Armen und Reichen mit seinem uralten Motiv von der Gastfreundschaft. Der liebe Gott selber wandert in unscheinbarer Gestalt über die Erde und bittet die Menschen um Herberge. Der Reiche weist ihn schroff ab, in seinen vollen Kammern habe er für solche Gäste keinen Platz. Das heißt, in einem Haus und in einem Menschenherzen, dessen Sinnen nur dem irdischen Besitz zugewendet ist, hat das Göttliche keinen Raum, und bedeutsam sagt das Märchen: «Also kehrte ihm der liebe Gott den Rücken.» Der Reiche und sein Haus gehen damit eines unermeßlichen Segens verlustig, der dafür der gastlichen Hütte des Armen zuteil wird. Wie anschaulich ist das alles wieder berichtet! Es ist eine Lust, das Märchen Kindern zu erzählen. Wie erleben sie es mit, wenn der Reiche, an dessen Tür der liebe Gott klopft, zuerst vorsichtig das Fenster öffnet, den Wandersmann vom Kopf bis zum Fuß beschaut und, nachdem er ihn barsch abgewiesen hat, das Fenster zuschlägt. Der Reiche steht erst auf, wenn es voller Tag ist «und legt sich gleich ans Fenster». Wie er das neue Haus des Nachbarn sieht, schickt er in herrischem Ton seine Frau hinüber, um nach der Bewandnis zu fragen, und er möchte sich «zerreißen und zerschlagen», nachdem er die Wahrheit erfahren hat. Schnell läuft er dem lieben Gott nach. «Er habe nur den Hausschlüssel gesucht, warum er denn so schnell fortgelaufen sei? Er möchte ihn doch unbedingt auf der Rückkehr besuchen, ihm aber jetzt schon die drei Wünsche gewähren.» Wie das geschieht, weiß er vor lauter Angst, kein Wunsch möchte umfassend genug sein, gar nicht, was er begehren soll. Aber im Jähzorn vergißt er sich und wünscht seinem Pferd den Tod an. Aus Geiz schleppt er den Sattel mit und verwünscht dann wieder gedankenlos seine Frau darauf, aus lauter Ärger, daß sie daheim in der Kühle sitzen kann, während er in der Hitze schmachtet. Mit dem letzten Wunsch muß er wohl oder übel die Frau aus ihrer unerträglichen Lage erlösen. Was helfen alle Möglichkeiten zum Wünschen, wenn das Herz, aus dem die Wünsche aufsteigen, nicht in Ordnung ist?

Wie anders nimmt der Arme den unbekannten Wanderer auf! Gleich klinkt er die Türe auf. Ohne nach Stand und Namen zu fragen, heißt er ihn eintreten. Die Frau reicht ihm zum Willkomm die Hand. Sie teilen mit ihm ihre ärmliche Mahlzeit, die ihm angesichts der zufriedenen Gesichter seiner Tischgenossen herrlich mundet. Sie treten ihm ihr eigenes Lager ab. Sie müssen sich nicht lange auf Wünsche Besinnen; denn die ihren sind nicht auf vergängliche Güter gerichtet, sondern auf das «Eine, was not tut», auf die ewige Seligkeit. Aber nicht nur sie wird ihnen zuteil, sondern auch alles, was zu ihrer irdischen Notdurft gehört, nach dem Bibelvers: «Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch alles andere zufallen.» Das Märchen illustriert die Wahrheit, daß unser Schicksal vom Zustand unseres Herzens abhängt, daß alle materiellen Möglichkeiten sich für uns nur zum Bösen wenden, wenn das Herz selber nicht in Ordnung ist.

Die Grimmschen Märchen — die Besprechung zeigt es uns — haben das mit andern überzeitlichen Werken gemeinsam, daß sie allen Altersstufen, vom Kinde bis zum Greis, Genüge tun. Sie sind nicht wie ein Kleid, dem man entwächst, sondern wie die Haut, die mit uns wächst. Wenn die Kleinen ihnen in atemloser Spannung lauschen, wenn sie für die verfolgte Unschuld zittern und über ihre Rettung aufjubeln, so sind die Erwachsenen bezaubert von dem geheimnisvollen Reiz, der in der Verbindung von holder Kindlichkeit in Sprache und Gestalten und von tief-sinniger Kenntnis des Lebens liegt, die uns einen Blick tun läßt in die verborgenen Gesetze der sittlichen Welt. Man kann von ihnen sagen, was ein italienischer Dichter von Dantes Werk gesagt hat: «Ein Strom, in dem ein Lamm waten und ein Löwe schwimmen kann.»

Buchbesprechungen

(Die Redaktion übernimmt für eingegangene Rezensionsexemplare weder eine Besprechungs- noch Rücksendeverpflichtung)

Jakob Menzi: *Jahres-Stoffpläne*. Francke-Verlag, Bern.

Die in den Jahren 1936 bis 1938 in der «Neuen Schulpraxis» und 1942 in Buchform erschienenen Pläne für den Gesamtunterricht auf der Unterstufe (1. bis 3. Klasse) liegen in einer zweiten, unveränderten Auflage vor. Gerne wiederholen wir den Wunsch, den der Verfasser seinem Werklein seinerzeit mit auf den Weg gegeben hat: Es möchte im Geiste freier Gestaltung verwendet werden und nicht als Schablone. «Das Buch will nur das Gerippe für den Unterricht geben, Fleisch und Blut aber gebe ihm der Lehrer.» In der Gegenwart, da so viele Kolleginnen verfrüht und ohne gründliche Vorbereitung ihr Amt antreten müssen, kann Menzis auf langer Erfahrung beruhende Arbeit ein willkommener Helfer sein. H. St.

Friedrich Winnefeld: *Pädagogischer Kontakt und pädagogisches Feld*. Ernst-Reinhardt-Verlag, München.

Die als Beiheft der Zeitschrift «Schule und Psychologie» erschienene Arbeit ist dem Andenken Elsa Böhlers gewidmet. Wer wie die Berichterstatterin, seinerzeit in Wien das Glück hatte, mit der bedeutenden Kinderpsychologin und Pädagogin in persönlichen Kontakt zu treten, kann sich über diese Ehrung nur von Herzen freuen. Der Verfasser würdigt Elsa Böhler als diejenige Persönlichkeit, welche die exakten psycholo-

gischen Beobachtungsmethoden der Wiener Schule auf die Unterrichtsforschung übertrug und damit psychologische Forschung und pädagogische Situation miteinander verband. Sie versuchte die erzieherischen Zentralprobleme selbst in den Mittelpunkt exakter psychologischer Forschung zu stellen und forderte vom Psychologen, daß er mit modernen Methoden mitten in die pädagogische Situation «hineinstoße». Als ein Versuch, ein solches Zentralproblem, dasjenige des pädagogischen Kontaktes, mit exakten Methoden zu erforschen, darf die vorliegende Schrift bewertet werden. Die zum Teil sehr komplizierte Analyse des Kontaktgeschehens im Schulunterricht gibt Aufschluß über die unterrichtliche Tätigkeit des Lehrers, der den Geschehensverlauf durch bestimmte Impulse steuert, die Schüler zur Lösung von Aufgaben aktiviert und den Lehrstoff übermittelt. Wenn die gelehrten Erkenntnisse, welche die Schrift vermittelt, dazu beitragen, menschlich reiche und reife, von hohem ethischem Verantwortungsbewußtsein getragene Erzieherpersönlichkeiten heranzubilden, was sich der Verfasser als Ziel setzt, dann erfüllt sie zweifellos ihre Aufgabe. H. St.

H. Noll: *Bestimmungstabelle für Nester und Eier einheimischer Vögel*. Verlag Wepf und Co., Basel.

1959 ist die zweite Auflage dieses kleinen,